

Der Volksfreund

Wochenschrift für die Deutschen Polens in Stadt und Land.

Nr. 49/50.

Sonntag, den 25. Dezember 1921.

3. Jahrgang.

Verlagsgesellschaft „Lodzer Freie Presse“ m. b. H.,
Betriebs- u. s. w. Selbstsendungen und die Geschäftsabrechnung
betreffende Zuschriften sind an den Verlag zu richten.

Verantwortlicher Schriftleiter Ludwig Wolff.
Zum Abdruck bestimmte Manuskripte sind an den
Schriftleiter Lodz, Scharita-Str. Nr. 112, zu
richten, Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Bezugspreis mit Postzustellung 20 Mt. vierteljährlich
f. Deutschland R. 7. 20. — Anzeigerpreis: für die drei-
gespaltene Kleinzeile Mt. 40. — für Deutschland R. 5. —

Weihnachtsstimmen.

Von Rudolf Bunge.

Unter tiefem Schnee die Welt,
Doch im Herzen Blüh'n und Sprossen —
Sternenlicht, vom Himmelszelt
Auf die Erde ausgegossen —
Fromme Hirten hier im Tal,
Dort des Welterlösers Krippe:
Heil'ge Nacht voll Licht und Strahl,
Feiernd grüßt dich jede Lippe!

Heil'ge Nacht, du süße Nacht,
Nacht der grünen Tannenbäume,
Wo die Engel halten Wacht
Ueber gold'ne Kinderträume,
Wo die ärmste Menschenbrust
Sich dem heil'gen Licht erschließt,
Das vom Himmel unbewußt
Weihnachtsfreude niedergießt:

Führe du gen Bethlehem
heute noch die frommen Hirten!
Kön'ge von Jerusalem,
Bringet Weihrauch, bringet Myrten:
Zeigt es, daß der große Streit,
Der die Menschen trennt, nur Lüge,
Daß die Liebe Blumen streut
Auf des ärmsten Kindes Wiege! —

Engel grüßen euch daraus; —
habt ihr nicht den Ruf vernommen:
„Tretet in des Armen Haus,
„Laßt die Kindlein zu euch kommen!“?
Jedes Kind ein Christuskind,
Dessen Herz noch rein von Lüge,
Und die Hütten Bethlems sind,
Wo die Armut in der Wiege.

Drum, ihr Hirten, nehmt den Stab
Und verlasset eure Herden,
Zieht gen Bethlehem hinab:
Fried' und Freude sei auf Erden!
Denn es leuchtet hell der Stern,
Dem zu folgen euch beschieden:
Geht die Ehre Gott, dem Herrn —
Aber seiner Welt den Frieden!

Weihnachten.

Weihnachten!

Welche Gefühle und Stimmungen erwachen
in unserer Seele, welche Bilder steigen vor un-
serem geistigen Auge auf, sobald dies Wort an
unser Ohr klingt! Durch unser Gemüt zieht's
wie sanfte, liebliche Musik, deren Töne Träume
und Erinnerungen aus dem Paradiese unserer

Kindheit hervorzaubern: Leise taumeln große
Schneeflocken auf die Erde herab . . . Durch
die Tannen und alten Föhren geht's wie ein
Raunen unsichtbarer Geister . . . Und drinnen
im traulich-warmen Stübchen — Tannenduft,
geheimnisvolles Flüstern und heiliges Erschau-
ern vor der Weihe der Stunde . . . Ueberall
aber weht der Hauch der weltumspannenden,
ewigen Liebe:

„Und Friede auf Erden!“

Es ist doch etwas Wunderbares und Ge-
heimnisvolles um das Weihnachtsfest! Zwar
haben auch andere Feste ihre Schönheiten und
Ueberlieferungen aufzuweisen, aber keines ist
so eng mit unserem inneren Menschen verwach-
sen, keines wurzelt so tief im Seelenleben jedes
wahren Christen, wie gerade das Fest der großen
Liebe und des Friedens. Ist uns doch der
Friede ein inneres Bedürfnis, und wir lauschen
gern den Verkündigungen, die ihn uns ver-
heißten. Sobald nun die Weihnachtsglocken er-
klingen, beginnt der Funke der großen Liebe,
der mit dem Stern über Bethlehem in unserem
Herzen aufgegangen ist, zu glimmen und zu
sprühen: ein ungehemmtes Sehnen erfasst das
gequälte Menschenherz. Der Funke im eigenen
Innern leuchtet auf in einer Flamme, die hin-
durchbrechen möchte durch die sie umgebende
harte Hülle menschlicher Zweifel und Vorurteile,
um sich mit anderen Flammen ähnlich fühlender
Menschenherzen zu vereinigen in ein Meer
der großen, selbstlosen Liebe . . .

Doch wie weit, wie unendlich weit ist die
Menschheit noch von dem Ziele entfernt, dem
sie zustrebt! Die zwei Jahrtausende schweren
Ringens sind fast ergebnislos geblieben. Ja,
man könnte angefaßt unserer schweren Zeit
fast sagen, daß die Welt immer mehr in Fried-
und Lieblosigkeit versinkt. Wird doch noch im-
mer statt der Friedenspalme die verderbenbringende
Kriegsfackel geschwungen, und noch immer re-
giert nicht Liebe, sondern grenzenloser, unaus-
löschlicher Haß die Herzen der Menschen. Helle
Verzweiflung aber könnte sich unser bemächti-
gen wenn wir erleben müssen, daß sogar be-
rufene Verkündiger und Vermittler der Näch-
stenliebe und des Friedens sich nicht scheuen, an
geheiliger Stätte Funken überschäumenden Hasses
und verderblichen Unfriedens in die ihrer Seel-
sorge anvertrauten Menschenherzen hineinzus-
treuen —

Auch diesmal begehen wir Weihnachten in
einer fried- und lieblosen Zeit. Aber jeder
wahre Kämpfer um das Gute und Ideale wird
daran doch nicht verzagen, sondern unentwegt
den Pfad weiterschreiten, der endlich doch die
Menschheit zu lichtereren Höhen führen wird.

Möge dieses Weihnachtsfest uns Stunden
weihvoller, innerer Einkehr bringen, in denen
wir vielleicht erkennen, daß sich der Mensch oft
selbst Hindernisse in den Weg legt, die ihm die
Erreichung des Zieles so schwer machen; daß
er sein Herz oft mit einer harten Schale von
Zweifeln und Vorurteilen umgibt, durch
die die zarte Flamme der Liebe nicht hin-
durchdringen kann. Und wenn wir dies er-
kannt haben, dann sind wir einen gewaltigen
Schritt vorwärts gekommen und können freudig
in die Zukunft sehen und der festen Zuversicht
sein, daß wir einmal wahre Weihnachten feiern
werden, ein Weihnachten der Liebe und des
Friedens.

O. Zielke.

Altes Kulturgut (2).

Im vorigen Jahre brachten wir unter dieser
Ueberschrift einen Aufsatz, der die stoffliche Seite
unserer Kultur hervorhob, der auf die vielen
aus der Väter Zeit stammenden Bücher, Bilder,
Gerätschaften hinwies und deren ehrbietige
Schonung und Aufbewahrung anempfahl. Dies-
mal wollen wir auf eine andere Art von Kul-
turgütern hinweisen, auf die geistigen
Güter.

Unsere Vorfahren, die im Laufe der letzten
150 Jahre nach Polen eingewandert sind, kamen
aus den verschiedensten Gegenden Deutsch-
lands, so aus Württemberg, Baden, Bayern,
Mecklenburg, Brandenburg, Hessen-Kassel u. s. w.
Stets kamen sie aber aus einem lebendigen
Kulturkreise, der seine besonderen Eigentüm-
lichkeiten: Mundart, Gesittung, Denkungs-
weise, Lebensgewohnheit, Wirtschaftsform, Klei-
dung und Speise zu eigen hatte. Die Men-
schen, seien sie auch noch so eng ihrer Herkunft
und Sprache nach verwandt, unterscheiden sich viel-
fach im inneren und auch im äußeren Wesen.

Doch gibt es mancherlei verwandte, ähn-
liche Züge im Geistesleben einer größeren Volks-
gemeinschaft, z. B. zeichnen uns Deutsche die
Arbeitsfreudigkeit, die Ehrlichkeit, der famili-
sinn, die Treue vorteilhaft aus. Doch auf et-
was ganz Besonderes, das uns Deutschen eben-
falls mit in die Wiege gegeben wurde, möchte
ich hinweisen: auf die Liebe zum Ge-
sange. Welches Volk auf Erden hat so herz-
innige, tiefe, zu Gemüt gehende Lieder wie un-
ser deutsches? Man nehme z. B. die Heimat-
lieder. Auf die verschiedenste Art und Weise,
lustig und traurig, ernst und vergnügt wird der
Abschied von der Heimat besungen. Alle Mal
trifft das Lied aber den Kern der Sache. Wei-
ter haben wir Deutsche einen der schönsten
Sagenkreise: das gewaltige Nibelungen-

lied, wo die bösen und guten Eigenschaften unserer Volksseele so klar an den Tag treten. Wessen Herz ist nicht entbrannt in Liebe und Bewunderung zu dem edlen, tapferen Siegfried, dem Sinnbilde germanischen Urwesens? Oder der herzerreißende Jammer der Kriemhilde, Siegfrieds unglücklicher Gattin, wen hat er kalt gelassen? Es gibt noch eine ganze Reihe der wunderschönsten Sagen und Ueberlieferungen aus der grauen Vorzeit unserer Stammesgeschichte, die aufzuzählen über den Rahmen meines Aufsatzes ginge.

Jedoch weiter. Hat noch niemanden das schlichte, so in die Tiefe, ins innerste Gemüt gehende deutsche Märchen, wie es uns die Brüder Grimm aufgezeichnet haben, Stunden der reinsten Freude bereitet? Ach, was? — Märchen! Welch vernünftiger Mensch liebt oder erzählt heute noch Märchen. Gemach, mein Freund, das Märchen ist ein feines, zartes Gebilde, von einer unvergleichlichen Einfachheit und Klarheit. Die meisten Märchen sind vor Jahrtausenden entstanden, wo die Menschheit noch sehr tief in der Wildnis oder, wie man sagt, in den Kindheitsjahren ihrer Entwicklung lag. Meist liegt eine uns heute schwerverständliche Ursache dem Entstehen des Märchens zu Grunde. Hieraus ist auch erklärbar, warum Kinder in allen Zeiten die Märchen so gern haben. Es entspricht vollständig ihrer geistigen Entwicklung, ihrer Denkungsart. Muß das Kind im einzelnen doch dieselbe Stufe der Entwicklung durchlaufen, wie ehemals die Menschheit als Ganzes genommen. Weil das Märchen in ferner Kindheitszeit der Menschheit entstand, deshalb ist es dem Kinde so naheliegend. Gut, was soll aber der Erwachsene damit beginnen? „Wenn ihr nicht werdet, wie die Kinder...“ sagt der Heiland. Willst du von des Tages Mühe und Plage abruhen oder des Sonntags, vornehmlich im Winter, mit seinen langen Abenden, die Zeit kürzen, wie gut ist es dann, ein einfälliges Märchen zu hören. Die Gestalten des Märchens, die Prinzen und Prinzessinnen, die Zwerge und Hexen lassen einem gänzlich den grauen Alltag mit seinen Sorgen vergessen. Man ergeht sich in ein sonniges Frühlingsland, wo alles so ganz anders ist, als bei uns. Man wähnt sich in die eigene Kindheitszeit versetzt, liebliche Erinnerungen an Eltern und Geschwister steigen aus der Vergessenheit herauf, — wie frischgebadet fühlt sich die Seele, ganz verjüngt. Ist so ein Erlebnis nicht schön, nicht wert, daß wir es durchkosten, empfinden. Sollen wir nur stets an den Mammon denken, daran, „was werden wir essen und trinken“. Ich weiß, man wird sagen, da ist doch die heilige Schrift. Gut, aber man kann doch nicht stets an einem Buch, an einer Sache halten. Auch im Märchen redet Gott zu den Menschen, man muß nur die Sprache des Märchens verstehen, z. B. Hänsel und Gretel, wie fein wird dort von dem so schweren Kampf des Vaters mit der Stiefmutter gesprochen. Oder wird nicht im Märchen auf ganz einfache Weise das Gute belohnt und das Böse gestraft?

Leider weiß ich nur zu gut, daß die Sitte des Märchenerzählens bei unseren Volksgenossen völlig in Verfall gekommen ist. Mancher deucht sich zu klug, der andere zu fromm. Es ist aber nicht so. Im Märchen steckt eine große Weisheit, eine Herzengüte und -wärme, wie kaum in einem anderen Erzeugnis des menschlichen Geistes. Den besten Dichter will es kaum gelingen, ein einigermaßen annehmbares hübsches, gefühlsreiches Märchen zu schaffen.

Vor 50 Jahren war es überall in Stadt und Land, wo Deutsche wohnten, Sitte, an langen Winterabenden sich im Märchenerzählen zu ergötzen. Dadurch wurde die Erziehungskraft,

die Phantasie gestärkt und entwickelt, das Gemüt vertieft und veredelt. Ebenso ging es mit unseren schönen Volksliedern, vornehmlich den Liebesliedern. Gegenwärtig ist man geistig arm geworden. Den alten Schatz aus der Väter Zeit hat man leichtsinnig von sich geworfen. Nur an das Leibliche wird heutzutage gedacht. Hin und wieder kommt man auch zur Kirche. Daß der menschliche Geist mittlerweile nach anderer Kost lechzt, soll er nicht verkommen oder ausarten, das empfinden wenige. Darum heraus ans Tageslicht mit den alten Kulturschätzen des Geistes: dem deutschen Volkslied, der deutschen Sage und dem herrlichen deutschen Märchen der Brüder Grimm, des Hauff, Bechstein, Andersen!

Habt eure Freude und Vergnügen daran, schätzt und ehrt sie, wie es sich gebührt und überliefert den teuren Schatz euren Nachkommen. Dadurch ehrt ihr euch selbst, wie auch den Geist und das Andenken eurer Vorfahren, der allen Deutschen, als dessen Erben wir jedenfalls den Mut haben, uns zu bekennen.
A. Breyer.

Weihnacht.

Weihnachtsglocken klingen wieder
Durch die Nacht von Turm zu Turm!
Weihnachtsglocken... Weihnachtslieder...
Schweige, Schweige, Wintersturm!

Schweige, Elend!... Schuld und Schmerzen,
Schweiget in der heiligen Nacht!
Frieden hat den Menschenherzen,
Trost das Himmelskind gebracht.

Ach, du Kindlein in der Krippen,
In der Hütte schlicht und arm,
Von dem Lächeln deiner Lippen
Wird die kalte Erde warm.

Deiner Augenlein himmlisch Glänzen
Wandelt Nacht in hellen Tag,
Steckt der Trübsal Ziel und Grenzen,
Lindert alle Not und Plage.

Senke deine Augensterne
Auch in meine kranke Brust.
Ach, ich wünschte mir so gerne
Weihnachtsfrieden, Weihnachtslust.

Julian Will.

Zwei Weihnachten.

Von Rektor M. Schmit.

Es war etwa zwei Wochen vor Weihnachten. Da stand der Wassermüller Konrad Hildebrandt draußen am Mühlenrad. Nun ist zwar eine Wassermühle ein wunderschönes Ding und darum oft beschrieben und auf Bildern gemalt worden, dazu hielt Meister Konrad die feinste für die schönste und beste im weiten Umkreis. Doch, wie es mal in der Welt ist, haben alle Dinge eine Kehrseite, und auch die Wassermühlen machen davon keine Ausnahme, und das Ueble bei diesen Mühlen ist eben die Winterzeit. Nicht als ob Konrads Mühle im Winter weniger schön wäre als in der schönen Maienzeit; wenn das Wasser im Christmonat über das Rad brauste und in tauelnd Tropfen zerfiel, wenn es an allen Teilen des Rades an den Balken und Stützen wunderliche Eiszapfen bildete, und wenn in Tropfen und Eiszapfen das helle Sonnenlicht sich in allen Farben des Regenbogens brach, — dann bot Meister Konrads Mühle ein entzückendes Bild, wohl gemerkt für einen Maler, aber Meister Konrad dachte darüber anders. Das Eis füllte das Lager wie alle

Unebenheiten des Rades aus und umgab schließlich das ganze Rad wie ein dicker Reifen, und die Mühle mußte stehen bleiben.

Wenn es nach Meister Konrads Wünschen ginge, so möchte sie stehen, bis Tauwetter eintrat: Mehl für sich hatte er im Vorrat und bei Gelde war er auch. Für die ganze Umgegend reichte das Mehl nicht, und darum plagten ihn die Leute, denn die Feiertage waren vor der Tür und nachher gabs Hochzeiten die schwere Menge. Ob er wollte oder nicht, er mußte die Mühle in Gang bringen.

So stand er denn, wie gesagt, unten am Mühlenrad und schlug das Eis ab. Das ist keine angenehme Arbeit, wie jeder wohl begreift: Meister Konrad überließ sie darum gern seinen Gefellen, doch der alte August war taprig, und den andern hatte er in die Stadt geschickt. Bis jener zurückkam, mußte er allein machen. Daß er sich schon deshalb nicht in der rostigsten Laune befand, ist klar. Wer aber seinen Gesichtsausdruck beobachtete und sein Brummen hörte, konnte nicht im Zweifel darüber sein, sein Unmut habe noch einen tieferen Grund. Bei seinen Hämmern stieß er manchmal zwischen den Zähnen die Worte hervor: „Daß doch der Schlag treffe“. Schön sind diese Worte nicht, auch wenn jemand die Schläge gegen das Eis führt, aber immerhin entschuldbar, doch galt dieser „fromme“ Wunsch dem dritten Nachbar Willibald Wingert. Und warum wohl?

Der Wassermüller Konrad Hildebrandt und der Zimmermann Willibald Wingert waren bisher gute Freunde. Beide als die einzigen im Dorfe betrieben außer der Landwirtschaft noch ein Gewerbe. Dies gab der Freundschaft eine wichtige Grundlage. Sie besuchten einander oft lernten sich gut kennen und mochten sich seither gut leiden. Woher denn auf einmal dieser Aerger? Es ging um ein Haus in der nahen Stadt.

Der Müller wünschte es zu kaufen, weil er dort eine eigene Bäckerei einrichten wollte. Er wollte die Mühle besser ausbauen, Getreide aufkaufen und mahlen und nachher in jener Bäckerei verbäcken. Davon versprach er sich einen netten Gewinn, wie er überhaupt auf den Besitz einen großen Wert legte, ja sogar einen zu großen. Warum kaufte er also nicht? Er wollte die Besitzerin, eine Witwe, die das Haus wohl verkaufen mußte, durch öfteren Abbruch der Kaufverhandlungen gefügiger machen, sie hinhalten, bis sie es für einen noch niedrigeren Preis abließ. Sie wurde dessen schließlich müde und, ohne von Verhandlungen irgend etwas zu verlaublichen, verkaufte sie es kurzerhand dem Wingert.

Dieser fand als Sachverständiger den Preis sehr mäßig und darum erwarb er es trotz seiner geringen Barmittel. Der Müller huldigte dem Grundsatz, daß in Geldangelegenheiten die Freundschaft aufhöre, darum verschwieg er auch vor seinen besten Freunden, somit auch Wingert gegenüber, von seinen Absichten in Bezug auf das Haus. Nichtsdestoweniger glaubte er es nicht, daß der Zimmermann von seinen Verhandlungen mit der Eigentümerin nichts wisse und überschüttete, als er gestern vom Kauf erfuhr, den ahnungslosen Wingert mit heftigen Vorwürfen. Hätt er in freundlicher Weise die Sache vorgetragen, so hätte der Zimmermann, der freilich das Haus seinem ältesten Sohne zugedacht hatte, mit sich reden lassen, denn Schulden drücken, zumal wenn ihrer viele sind. Und Schulden hat Wingert machen müssen. Weil ihn aber der Müller ziemlich grob anfuhr, seine Versicherungen mißtrauisch verachtete, so stieß ihn auch der Bock: es gab eine ungemütliche

Auseinanderlegung, und die bisherigen Freunde schieden im bittersten Grimme von einander.

Darum hieb der Müller so derb drauf und glaubte, mit jedem Schlag seinen Nachbar zu treffen. Nun leidet es unser Herrgott nicht, wenn jemand seinem Nächsten Böses wünscht, oder nennen wir das Kind beim rechten Namen — wenn er ihm flucht, und es passiert allemal dabei ein Mißgeschick. Weil es sich auf den befestigten Balken unsicher stand, so stützte er sich zuweilen mit der behandschuhten linken Hand am Rade. Und wie er wieder einen tüchtigen Schlag, mit dem bösen Wunsche begleitet, tat, so stieß er mit dem Ellenbogen etwas an und trifft — aber beileibe nicht das Eis, sondern seinen eigenen Daumen an der linken Hand. Er hörte, wie man sagt, die Engeln im Himmel singen, und das Werkzeug entglitt seinen Händen. Zuerst riß er den Handschuh herunter und fuhr mit dem Daumen in den Mund, dann wieder suchte er damit in der kalten Luft herum, um ihn abzukühlen, aber das half nicht viel, oder richtiger gesagt, es half gar nichts, endlich steckte er ihn gar in die heruntergefallenen Eissplitter. Als er ihn wieder der großen Schmerzen wegen hervorzog, war der Daumen braun und blau und dick angelaufen, wie ein frischer Pfannkuchen im siedenden Oele.

Unter solchen Umständen war an ein Weiterarbeiten nicht zu denken, Ohne sich nach dem entfallenen Werkzeug umzusehen, ging er, unterwegs noch unterdrückte Verwünschungen ausstößend, ins Haus. Während ihm seine Tochter Frieda den Finger verband, klopfte es an der Tür, und herein trat in seinen Anzug Bruno Wingert, der Sohn vom Alten.

Er war der Frieda gut und sie ihm nicht minder, doch kriegte sie bei seinem Eintritt einen ziemlichen Schreck: kannte sie doch die nunmehr veränderten Gefühle ihres Vaters gegen Wingerts und seine augenblickliche Gemütsverfassung zur Genüge. Nachdem der Alte sich gestern abend mit dem Zimmermann verzankt, tyrannisierte er das ganze Haus. Frieda litt darunter sehr, denn des Vaters umgeschlagene Gesinnung versprach ihrer beider Vorhaben nichts Gutes.

Anders war es bei Wingerts. Dem tat der Bruch mit Hildebrandt bald leid. Gern hätte er ihn angesehen gemacht und sann jezt im Stillen darüber nach, wie er durch Einlenken und Nachgeben mit ihm schnell wieder ins Reine käme. Darum fand er es nicht für nötig, von dem gestrigen Zusammenstoß mit Hildebrandt seinen Hausgenossen etwas zu verraten.

Dies war für seinen Sohn ein Unglück, denn dieser hätte es wohlweislich unterlassen, dem gereizten Müller gerade jezt unter die Augen zu treten. Das Erscheinen des jungen Wingert wirkte auf den Müller wie der rote Lappen auf den Stier. Die wütenden Blicke machten den jungen Mann irre und die Junge wickelte sich ihm im Munde wie Krummstroh in der Dreschmaschine. Die kluge Frieda witzelte mit Recht ein Unwetter und nestelte sehr umständlich an dem Finger des Vaters, um beim Ausbruch desselben nötigenfalls als Blitzableiter zu dienen. Als sie endlich fertig wurde, wies sie der Vater hinaus. Da ging sie mit klopfendem Herzen ins andere Zimmer. Nun begann die folgenschwere Unterhaltung.

„Ich — ich wollte Sie fragen, lieber Herr Hildebrandt — — aber — — Sie scheinen große Schmerzen zu leiden, Herr Hildebrandt.“

— „Die Schmerzen sind die schlimmsten, die einem andere bereiten“ — wardie Antwort.

Bruno blickte ihn verständnislos an. „Hat Sie denn jemand bei der Arbeit gehindert, — oder gar gestochen?“ —

Wollte ihn der junge Mensch obendrein noch foppen? Dem mußte man es deutlich sagen: — „Wenn mich jemand stoßen will, daß ich sehe, so hab ich Fäuste, um mich zu wehren“ — er hielt den Bruno die Faust vor die Augen, — aber man bekommt oft einen Stoß hinterrücks — von sogenannten guten Freunden“ — dabei blickte er Bruno vielsagend an.

Bruno trat vor der Faust einen Schritt zurück und schwieg betroffen. Was mochten die sonderbaren Worte des Müllers bedeuten? Ach, hätte er sich in kein Rätselraten eingelassen und seine Wünsche ein andermal vorgebracht. Aber so nahm das Verhängnis seinen Lauf.

„Ach, Herr Hildebrandt, seien Sie nicht böse, aber ich komme zu Ihnen mit einer großen Bitte: Sie möchten mir ihre Tochter geben.“

— „W — a — s? Die Tochter wollt ihr mir auch noch wegnehmen? Ihr habt mit einem mal einen schrecklichen Appetit gekriegt. Ich weiß, Sie haben Tischlerei gelernt. Wenn ich mal einen Schemel brauche, so will ich Sie rufen, aber meine Tochter ist nicht für Ihresgleichen gewachsen —

„Aber Herr Hildebrandt, ich bitte Sie sehr, regen Sie sich nicht auf. Ihre Tochter kann mich wohl leiden, und mein Vater hat ja in der Stadt ein Haus — —“

Weiter kam er nicht. Wie von einer Wespe gestochen, fuhr der Müller auf, schlug mit der Rechten auf den Tisch und brüllte, daß die Scheiben klirrten: „Das Haus gekauft? Mir vor der Nase weggekauft! Und wofür denn? Alles für geborgtes Geld. Und ich soll am Ende mein Geld hergeben, damit sich solches Lumpenpack Häuser kauft? Weiß ichs denn nicht, wo und bei wem sich sein Vater das Geld zum Kauf zusammenborgen mußte? Beim Sonnenberg, beim Hauser und Leib. Und es hat wohl noch immer nicht gereicht, darum kommt noch zu mir. Ich aber kann drei solche Häuser kaufen und eure Wirtschaft samt euch dazu. Du bist ein Zimmermannssohn und wirst darum wissen, wo die Zimmerleute das Loch in der Wand machen, und wenn Du es vergessen hast, so werd' ichs dir weisen.“

Er näherte sich Bruno, und seine Absichten waren nicht mißverständlich. Der aber eilte rasch zur Tür und war draußen, bevor ihn der Müller erreichte. Das gab in beiden Häusern traurige Weihnachten.

Nach den Feiertagen hatte Bruno mit seinem Vater eine Aussprache.

„Vater, ich habe zwar die Tischlerei angelernt und Tischlerei nun zwei Jahre zu Hause herum, aber ich lerne hier nichts dazu. Ich möchte das Handwerk gern gründlich erlernen.“

— So, so. Und wie willst du das besser machen? —

„Ich möchte in eine große Stadt und noch an die zwei oder drei Jahre in einer mechanischen Tischlerei arbeiten. In einem großen Betriebe lernt man alle Art Arbeit.“

— Das wohl. Aber wozu taugt dir das? Die mechanischen Tischlerien arbeiten mit Kraft, und in unserer Stadt gibts noch keine Elektrizität. Luxusmöbel wird dir hier auch niemand abkaufen. Wir haben uns doch vor den Feiertagen besprochen, daß du in unsere Stadt ziehst und in unserm Hause die Tischlerei anlegst. Was fällt dir auf einmal ein? —

„Ach, Vater, vor Weihnachten, da — da wars halt anders. — Ich kann doch allein keine Tischlerei führen.“

— hm, muß es denn durchaus des Müllers Frieda sein? Soll er sie sich doch in Kasten einschließen samt seinem Gelde, der Geizhals. Gibts denn sonst keine gescheiten Mädchen in der Nähe? Was — nicht? Nun, so laß die

Tischlerei in der Stadt noch bleiben und arbeite vorläufig bei mir.

„Vater, es geht nicht. Das kränkt mich alle Tag, wenn ich bei der Mühle vorüber gehe, sogar wenn ich bei der Arbeit bin. Dazu wissen's alle Leute, denn der Alte hat's im Zorn ausgeschrien in alle Welt. In der Fremde werd' ich's eher verschmerzen. Laßt mich fort.“

— Du weißt, Bruno, ich bin alt und möchte dich gern behalten. Aber, wenns sein muß, so geh. 's wird mir halt sehr schwer fallen, allein auf die alten Tage. Aber vielleicht ist's auch gut so.

So nahm denn Bruno sein Felleisen und ging. (Fortsetzung folgt.)

Jahresüberblick.

Zum dritten Mal ist es uns vergönnt, rückschauend auf einem Jahre treuer, hingebungsvoller Arbeit zu verweilen. Wer einigermaßen Einblick in das Zustandekommen einer Zeitschrift hat, der weiß, wie aufreibend, wie ermüdend für Geist und Leib die Herausgabe wenn auch nur einer Wochenschrift ist. Sehr oft gefellen sich zu den äußeren auch innere Schwierigkeiten. Doppelt stark ist nun das Gefühl des Dankes für die Gnade und Güte unseres Gottes, der uns wiederum mit frischem Mut und gesteigerten Hoffnungen in das vierte Jahr des „Volksfreundes“ treten läßt.

Leicht hatten wir's im verfloßenen Jahre wohl kaum. Die wahnstimmig ansteigenden Preise für Artikel des täglichen Bedarfs blieben nicht ohne Einfluß auf das Zeitungswesen. Schweren Herzens entschloß sich jedesmal die Schriftleitung und der Herausgeber zu einer Erhöhung des Bezugspreises. Und die bange Sorge stieg auf: Werden die Leser uns treu bleiben? Werden sie das Unvermeidliche helfen mittragen? Zagend fragten wir nach einer stattgefundenen Bezugserhöhung den Herausgeber: „Sind viel Abbestellungen eingelaufen?“ — „Nein, es wurden noch einige Exemplare zubestellt.“ Erleichtert atmete man auf. Frisch an die Arbeit, wor dann die Lösung.

Manchmal beschlich uns der Zweifel, ob unsere Arbeit an der Wochenschrift ziel- und zweckmäßig sei. Vielleicht räumen wir anderen das Feld, die geschickter und besser die Sache machen werden. Da erschien auch Anfang August ein neues Wochenblatt in deutscher Sprache. Viel verheißend sah es wohl kaum aus. Und im Laufe der Zeit überbot es vielfach an Unerschrockenheit und Gehässigkeit der Ausfälle seine Vorgängerin „Unsere Kirche“ (selbstredend in den letzten Jahren).

Und das soll die Wochenschrift für unsere Volks- und Glaubensgenossen sein, die es ihnen ermöglicht, eine höhere geistige und kulturelle Stellung einzunehmen, die zu Treue, Wahrhaftigkeit und Bekennermut hinket, fragten wir entrüstet. Nimmer konnten und können wir dies von den Leitern der neuen Wochenschrift erwarten. Nur zu gut ist uns die „Unterlage“ ihres Denkens und Handelns bekannt. Es gilt deshalb mit verdoppelter Kraft auf dem einmahl erwählten Posten auszuharren.

An Ausdauer und Zähigkeit, an gutem Willen und Arbeitstreue ließen wir es bis dahin nicht fehlen und es soll uns auch fürder daran nicht mangeln. Den Schatz an Gaben des Geistes, den uns Gott geschenkt hat, sind wir gefonnen, in den Dienst unseres lieben deutschen Volkspalters hiezulande zu stellen. Die Liebe zu unserm teuren Volkstum, zu unserer herrlichen deutschen Sprache, zu unseren Sitten und Gebräuchen ist, war und bleibt Kern

und Stern, die Seele unserer Arbeit. Darin liegt die Wurzel der Kraft, dieser Geist durchströmt und durchdringt unser Wesen. Wir sind „Bein von deinem Bein, Blut von deinem Blut“ du deutsche Volksgemeinschaft im polnischen Lande. Mit diesem Bewußtsein fallen oder steigen wir, dieser Grundsatz ist uns unantastbar und heilig.

Es bereitet uns Freude, hier festzustellen, daß viele unserer Leser voll und ganz diesen Standpunkt mit uns teilen. Als Beweis mag uns die Opferfreudigkeit der Leser dienen, die auf den Ruf um Unterstützung unserer Wochenschrift durch freiwillige Spenden willig mit größeren oder kleineren Gaben erschienen. So haben wir im Jahre 1920 an freiwilligen Spenden 11,672 Mk., i. J. 1921 — 35,498 Mk. gesammelt. Wir hoffen, daß im angehenden Jahre die freiwilligen Unterstützungen ebenfalls nicht ausbleiben werden. Einen Teil der schweren Sorgen hat uns der neue Verlag, in den wir Anfang September übergegangen sind, teilweise abgenommen. Aus eigenen Mitteln kann sich das Blatt jedoch nicht erhalten. Es werden weiterhin jegliche Aufsätze, Notizen und Berichte unentgeltlich dem „Volksfreund“ seitens seiner Mitarbeiter zur Verfügung gestellt. Es handelt sich bei ihnen um die Sache, nicht um das Geld. Die Druckkosten und das Papier sind aber gegenwärtig sehr hoch, zum Fortbestehen benötigt die Wochenschrift weitere Unterstützungen.

Mit Genugtuung heben wir gleichzeitig hervor, daß seit des Erscheinungstages des „Volksfreunds“ zu Weihnachten 1918 sich der Kreis der Mitarbeiter um ein Bedeutendes erweitert hat, zu den bewährten alten ist manche jüngere Kraft getreten. Das Einsenden von kleineren Nachrichten aus den verschiedensten Gegenden unserer Heimat wäre uns sehr erwünscht. Wir möchten uns dadurch näher treten, möchten einander besser kennen lernen.

Die Schriftleitung liegt nach wie vor in den Händen des ehrwürdigen Seminarlehrers Herrn Ludwig Wolff, der trotz der Last der Jahre und der wohlverdienten Ruhe seine Arbeitskraft willig der guten Sache zur Verfügung stellt und bemüht ist, der Wochenschrift stets ein edles Gepräge zu geben. Auch der treuen Arbeit des ehemaligen Herausgebers Herrn Gustav Ewald sei gedacht, der zweieinhalb Jahre hindurch unverdrossen dieses nicht leichten Amtes waltete. Weiter ist zur Genüge bekannt, daß vielen Leuten unser Blatt ein Dorn im Auge ist. Sehnsüchtig erwarten sie den Tag, da die Wochenschrift ihr Erscheinen einstellen soll. Mögen sie nur warten! Vielfach wird auch im geheimen gegen uns gearbeitet. Darum wollen wir unsere Leser vor allen falschen Verdächtigungen und Begeiferungen, ganz gleich woher und von wem sie herkommen, warnen. Wir sind weder Verräter am Staate, noch Verräter am Glauben oder Volkstum. „Gut deutsch allewege — dem Kaiser was des Kaisers ist“, — „Gottes Wort und Luthers Lehr“ vergehen nie und nimmermehr“ das sind die Grundpfeiler unseres Denkens und Handelns, davon bringt uns nichts und niemand ab.

Am Schlusse des Jahres wurde vielfach in unserer Zeitschrift über Kirchenfragen verhandelt. Daß dem so kommen mußte, daran tragen die Zeit und die Menschen die Schuld. Es haben sich innerhalb unserer teuren lutherischen Kirche Verhältnisse gebildet, über die man nicht stillschweigend hinweggehen kann. Schweigen wäre hier Verrat am Werke Gottes. Wir müssen reden, getrieben von der Stimme unseres Gewissens. Das besonders starke Betonen der unchristlichen Handlungsweise, der unlauteren Denkungsart so mancher „Berufener“ tun wir

nicht aus der Sucht, jemandes Ehre anzutasten, sondern einzig und allein in Verteidigung des tatsächlichen Sachverhalts, im Namen der Wahrheit. Auf dem Grunde der Wahrheit und der Wahrhaftigkeit werden wir auch künstlich unseren Kampf gegen die Knechtung und Verstaatlichung unserer evang.-luth. Kirche führen, bis sie frei aus den Banden der Politik und des Beamtenwesens zu jungem, kräftigem Leben erstehen wird. „Tue recht und scheue niemand“ sei der Wahlspruch auch in dieser Gottesfrage. Sagt doch der große deutsche Dichter:

Feiger Gedanken
hängliches Schwanken
weibisches Zagen,
ängstliches Klagen
wendet kein Elend,
macht dich nicht frei
Allen Gewalten
zum Troß sich erhalten,
nimmer sich beugen,
kräftig sich zeigen,
rufet die Arme
der Götter herbei.

Und nun ein fröhliches, gesegnetes Weihnachtsfest.

E. Hummel.

Kladder machen Leute.

Von Gottfried Keller.
(Schluß.)

So gab es denn einen Waffenstillstand und eine allgemeine Trennung für einige Stunden.

In der Stadt, wo der Anwalt ein paar Worte verlauten ließ von einem großen Vermögen, welches vielleicht nach Seldwyla käme durch diese Geschichte, entstand nun ein großer Lärm. Die Stimmung der Seldwylers schlug plötzlich um zugunsten des Schneiders und seiner Verlobten, und sie beschloßen, die Liebenden zu schützen mit Gut und Blut und in ihrer Stadt Recht und Freiheit der Person zu wahren. Als daher das Gerücht ging, die Schöne von Goldach sollte mit Gewalt zurückgeführt werden, rotteten sie sich zusammen, stellten bewaffnete Schutz- und Ehrenwachen vor den Regenbogen und vor den Wilden Mann und begingen überhaupt mit gewaltiger Lustbarkeit eines ihrer großen Abenteuer als merkwürdige Fortsetzung des gestrigen.

Der erschrockene und gereizte Amtsrat schickte seinen Böhni nach Goldach um Hilfe. Der fuhr in Galopp hin, und am nächsten Tage fuhr eine Anzahl Männer mit einer ansehnlichen Polizeimacht von dort herüber, um den Amtsrat beizustehen, und es gewann den Anschein, als ob Seldwyla ein neues Troja werden sollte. Die Parteien standen sich drohend gegenüber; der Stadtlambour drehte bereits an seiner Spannschraube und lot einzelne Schläge mit dem rechten Schlägel. Da kamen höhere Amtspersonen, geistliche und weltliche Herren auf den Platz, und die Unterhandlungen, welche allseitig gepflogen wurden, ergaben endlich, da Neltchen fest blieb und Wenzel sich nicht einschüchtern ließ, aufgemuntert durch die Seldwylers, daß das Aufgebot ihrer Ehe nach Sammlung aller nötigen Schriften förmlich stattfinden und daß gewärtigt werden solle, ob und welche gesetzliche Einsprachen während dieses Verfahrens dagegen erhoben würden und mit welchem Erfolge.

Solche Einsprachen konnten bei der Volljährigkeit Neltchens einzig noch erhoben werden wegen der zweifelhaften Person des falschen Grafen Wenzel Strapinski.

Allein der Rechtsanwalt, der seine und Neltchens Sache nun führte, ermittelte, daß den fremden jungen Mann weder in seiner Heimat noch auf seinen bisherigen Fahrten auch nur

der Schatten eines bösen Leumunds getroffen habe und von überall her nur gute und wohlwollende Zeugnisse für ihn einliefen.

Was die Ereignisse in Goldach betraf, so wies der Advokat nach, daß Wenzel sich eigentlich gar nie selbst für einen Grafen ausgegeben, sondern daß ihm dieser Rang von andern gewaltsam verliehen worden; daß er schriftlich auf allen vorhandenen Belegstücken mit seinem wirklichen Namen Wenzel Strapinski ohne jede Zutat sich unterzeichnet hatte und somit kein anderes Vergehen vorlag, als daß er eine törichte Gastfreundschaft genossen hatte, die ihm nicht gewährt worden wäre, wenn er nicht in jenem Wagen angekommen wäre und jener Kutscher nicht jenen schlechten Spaß gemacht hätte.

So endigte denn der Krieg mit einer Hochzeit, an welcher die Seldwylers mit ihren sogenannten Köhnenköpfen gewaltig schossen zum Verdrusse der Goldacher, welche den Geschützdonner ganz gut hören konnten, da der Westwind wehte. Der Amtsrat gab Neltchen ihr ganzes Gut heraus, und sie sagte, Wenzel müsse nun ein großer Marchand-Tailleur und Tuchhändler werden in Seldwyla; denn da hieß der Tuchhändler noch Tuchherr, der Eisenhändler Eisenherr und so weiter.

Das geschah denn auch, aber in ganz anderer Weise, als die Seldwylers geträumt hatten. Er war bescheiden, sparsam und fleißig in seinem Geschäfte, welchem er einen großen Umfang zu geben verstand. Er machte ihnen ihre weichenfarbigen oder weiß und blau gewürfelten Samtwesten; ihre Ballfräcke mit goldenen Knöpfen, ihre rot ausgeschlagenen Mäntel, und alles waren sie ihm schuldig, aber nie zu lange Zeit. Denn um neue, noch schönere Sachen zu erhalten, welche er kommen oder anfertigen ließ, mußten sie ihm das frühere bezahlen, so daß sie unter einander klagten, er presse ihnen das Blut unter den Nägeln hervor.

Dabei wurde er rund und stattlich und sah beinahe gar nicht mehr träumerisch aus; er wurde von Jahr zu Jahr geschäftserfahrener und gewandter und mußte in Verbindung mit seinem bald verführten Schwiegervater, dem Amtsrat, so gute Spekulationen zu machen, daß sich sein Vermögen verdoppelte und er nach zehn oder zwölf Jahren mit ebenso vielen Kindern, die inzwischen Neltchen, die Strapinska, geboren hatte, und mit teurerer noch Goldach übersiedelte und daselbst ein angesehenen Mann ward.

Aber in Seldwyla ließ er nicht einen Stüber zurück, sei es aus Undank oder aus Rache.

Frühling.

Du stufest ob der Uberschrift dieses Aufsatzes, lieber Leser! Im Dezember vom Frühling zu reden . . . Das scheint dir sonderbar genug. Nun, wir wollen auch nicht von dem Frühling in der Natur reden, sondern von dem Geistesfrühling, der in der evangelischen Kirche anzubrechen scheint, und dessen erste Vorzeichen bereits deutlich wahrzunehmen sind.

Als ein Vorzeichen dieses anbrechenden Frühlings glaube ich ein Buch von Pastor E. Thimme bezeichnen zu müssen, das den Titel „Neue Thesen“ trägt. Ach, welch ein Geist redet doch zu uns von den Seiten dieses Buches! So muß ein Luther gesprochen haben, nämlich so bibelfest und überzeugungstreu. Wenn man das Buch aus der Hand legt, muß man sich sagen: Es ist doch etwas Großes ums Evangelisch-sein . . . Und man betet noch: „Herr, laß unter unseren Geistlichen einen Thimme entstehen, damit der Frühlingsturm durch unsre

starre Kirchlichkeit dahinbrause, alles Trockne, Verdorrte niederbrechend und neues Leben aus den Tiefen hervorruhend!"

Zwölf Thesen sind es, die Pastor Thimme in seinem Buche behandelt. Während wir uns vorbehalten, auf den Inhalt später zurückzukommen, wollen wir unsere Leser mit den Thesen selber heute schon bekannt machen. Vielleicht, daß sie in dem Herzen dieses oder jenes Glaubensgenossen ein Echo wachrufen, vielleicht auch . . . doch das ist wohl zu viel gewünscht

daß sie unter unsern Gegnern aus manchen Saulüssen Paulusse machen! Vielleicht!

Die erste These lautet: Ohne die persönliche Erfahrung der Rechtfertigung durch den Glauben ist niemand ein Evangelischer.

Die zweite: Beim Reformationsjubiläum (1917) muß festgestellt werden, daß die evangelischen Kirchen zum großen Teil das Kleinod der Reformation, die Heilsgewißheit, verloren haben.

Die dritte: Nur Bekenner des Evangeliums haben Anspruch auf den Namen eines Evangelischen.

Die vierte: Wie den Vogel am Flügel, so erkennt man den Evangelischen an seiner Stellung zur Schrift.

Die fünfte: Der größte Feind des evangelischen Christentums ist das Pfaffenstum.

Die sechste: Muß evangelisches Christentum zur Rechten gegen das Pfaffenstum gerüstet sein, so zur Linken gegen die Schwarmgeistererei.

Die siebente: Evangelisches Christentum, wenn es echt ist, führt zum Scheiterhaufen, d. h. Alle, die gottselig leben wollen in Christo Jesu, müssen Verfolgung leiden und gehaßt werden um seines Namens willen.

Die achte: Wer ein Evangelischer heißen will, muß auch ein heiliger heißen.

Die neunte: Der Mißbrauch des Ablasshandels in der katholischen Kirche zur Zeit Luthers war nicht schlimmer, als der Mißbrauch der Sakramente in der evangelischen Kirche der Jetztzeit.

Die zehnte: Es gibt kein evangelisches Christentum ohne Gemeinschaft.

Die elfte: Aus der evangelischen Kirche wenn sie wirklich evangelisch sein will, müssen alle sogenannten „Geistlichen“ heraus.

Die zwölfte: Nicht nur Heilsgewißheit, sondern auch Siegesgewißheit ist Zeichen evangelischen Christentums.

Nicht wahr? Es sind wichtige, markige Worte, diese zwölf Thesen, die Pastor Thimme der evangelischen Christenheit und insbesondere ihren Seelenhirten vorhält. Sie rütteln und schütteln die Schlafenden, die in Selbstgerechtigkeit und Sättigkeit Zufriedenen. Dürr und erstorben erscheint uns im Lichte dieses Buches der „große, mächtige Baum“ der Kirche. Nur ganz unten schießt aus der Wurzel ein neues Reis auf, das emsig zum Himmel emporstrebt . . . die Gemeinschaft der Gläubigen, die Jesum als ihren persönlichen Heiland erlebt und erfahren haben und mit ihm Eins im Glauben geworden sind.

Gefegnet sei ihre Entwicklung.

J. W.

Aus Welt und Heimat.

Im Ministerium des Äußeren in Warschau verhandelte man am 14. d. M. über Fragen der Volksminderheiten. Besonders viel Aufmerksamkeit wurde Weißrußland und Ostgalizien gewidmet. Die Regierung ist nun gewillt, eine freihändlerische Politik gegenüber den Ruthenen, den Weißrussen, den Juden und den Deutschen

durchzuführen. Hat hier nicht schon die Eingabe an den Völkerbund gewirkt?

Die Option, d. h. das Recht sich als deutscher oder polnischer Staatsangehöriger zu erklären, läuft mit dem 10. Januar 1922 ab. Zahlreiche Volksgenossen aus dem Posenschen und Pommerellen stehen nun vor einer schweren Gewissensfrage. Das Herz zieht sie nach Deutschland. Jedoch gegenwärtig ist die Not in Deutschland groß, auch sind keine Arbeitsmöglichkeiten vorhanden. Es ist gewagt, so in das Ungewisse hinein zu gehen, hauptsächlich, wenn man hier in Polen ein sicheres Auskommen hat oder, was noch besser, ein festes Grundstück. Ist doch auch Polen für so viele die teure Heimat, liegen doch hier die Gebeine der Voreltern. Groß sind deshalb die Sorgen. Besonders verhängnisvoll wäre für das Deutschland der Abzug der bewährten Lehrkräfte aus den Volks- und Mittelschulen. Gegenwärtig bleiben Tausende von Kindern ohne regelrechten Schulunterricht, so groß ist der Mangel an deutschen Lehrern. Wie könnte man aber nach Wegzug der heute amtierenden Lehrer der Schulnot helfen? Eine schwere Stunde hat für die Deutschen der abgetretenen Gebiete geschlagen. Allen ist der Ernst der Zeit klar vor die Seele getreten.

Der Nadersche Kirchengesetzentwurf gelangte, laut der Mitteilung des „Glos Evangelicki“, in der konstitutionellen Sejmkommission zur Durchberatung. Nach längerer Aussprache wurden die beiden ersten Artikel mit einigen Verbesserungen angenommen. Pater Lutoslawski trat mit einem neuen Gesetzentwurf auf, die Kommissionsmitglieder sprachen sich jedoch gegen jeden von ihm eingebrachten Entwurf aus.

In Posen fand Anfang Dezember die 16. ordentliche Provinzialsynode der unierten evangelischen Kirche in Polen statt. Verschiedene wichtige Angelegenheiten gelangten zur Besprechung. Die Synode leitete Superintendent D. Blau. Es wurden Begrüßungsprogramme an den Erzbischof D. Söderblom in Uppsala (Schweden), an den Hauptvorstand des Gustav-Adolf-Vereins in Leipzig gesandt. Die Synode erhob weiterhin Einspruch gegen die Enteignung des evangelischen Johannehauses in Posen, gegen die Räumungsverfügung der evangelischen Kirche und des Pfarrhauses in Kensa und gegen die Beschlagnahme des Gemeindehauses in Obornik. Besonders scharf betonte ein Bericht die Schulfrage, das heißt: „Die Synode bittet in tiefster Besorgnis um die Zukunft unserer Jugend alle evangelischen Gemeinden, sich die Erhaltung ihrer Schulen mit allen Mitteln angelegen sein zu lassen und keine Opfer zu scheuen, ihre Rechte zu wahren, Lehrkräfte zu beschaffen und damit ihrer Jugend die Erziehung zu Gottes furcht und Redlichkeit zu sichern.“ Furchtbar hat die unierte Kirche im Posenschen und Pommerellen gelitten, jedoch Gott hat den schwer heimgesuchten treue Hirten geschenkt, die mutig für die Rechte ihrer Pfarrkinder eintreten. Warum können sie das? Weil sie Deutsche und Evangelische gleichzeitig sind, weil sie nicht nur die Lehre Luthers, sondern auch sein deutsches Volk hochachten und lieben. Und bei uns?

In Lodz hat sich ein Ausschuss zur Unterstützung der durchreisenden Wolgakolonisten gebildet. Vor einigen Tagen passierte Lodz eine Gruppe deutscher Kolonisten aus dem Wolgabiet, an deren Spitze Pastor Obholz stand. Weitere Partien werden in der nächsten Zukunft folgen. Um Geldmittel für die so hart vom Schicksal mitgenommenen Volks- und Glaubensgenossen zu beschaffen, auf daß ihre schreckliche

Not zum Teil gelindert werden könnte, will man am 7. Januar ein großes deutsches Fest veranstalten. Man hofft auf diese Weise seiner völkischen Pflicht nachzukommen.

Die Schulden der Stadt Lodz betragen für das laufende Rechnungsjahr 337 Millionen. Im ganzen hat die Stadtverwaltung 710 Millionen Anleihen gemacht, was durch die schwere wirtschaftliche Lage, die der Krieg mit sich brachte, zu erklären ist.

Die Rinderpest ist weiterhin noch stark in den östlichen Gebieten Polens verbreitet. Langsam nur können die vielen tierärztlichen Abteilungen diese furchtbare Seuche bekämpfen. Jedenfalls stehen gegenwärtig auch die an Rußland grenzenden Kreise von Weißrußland und Wolhynien unter tierärztlicher Behandlung. Allgemein wurde in 59 Ortschaften die Krankheit endgültig bekämpft, in 24 ist sie von neuem aufgetaucht. Die Zahl der verseuchten Ortschaften beträgt 127, in Behandlung befinden sich 1447 Stück Vieh, getötet wurden 42, gefallen sind 146, gesund wurden 81, geimpft 2602. Von Anbeginn des Auftretens der Seuche bis zum 1. November l. J. wurde die Schutzimpfung bei 43333 Stück durchgeführt, gefallen sind 5141 Stück, getötet wurden 5538 Stück. Vom Standpunkte der Volkswirtschaft bedeuten diese Zahlen eine traurige Tatsache. Wenn man die diesjährige Dürre hinzurechnet, wo Tausende Stück Vieh aus Futtermangel unter Messer mußten, so wird es im kommenden Sommer schlimm mit unserem Viehbestand bestellt sein, die Preise für Vieh und Fleisch, für Milchzeugnisse werden nicht gering sein.

Die Zigeleiindustrie in Polen ist im Verhältnis zur Vorkriegszeit zu 30 Prozent wieder in Betrieb, und zwar sind es 175 Unternehmungen in Kongresspolen und 112 in Galizien. Ihre Produktion beträgt nach den letzten Daten den siebenten Teil der Produktion von 1913. Im letzten Jahre betrug die Gesamtproduktion 300 Millionen Stück, d. h. nur ein knappes Drittel des zum Aufbau der Kriegsschäden, Neubauten usw. vorgesehenen jährlichen Bedarfes, der innerhalb fünf Jahren mit fünf Milliarden Stück angelegt ist.

Die Weichelschiffahrt ruht bereits für den Verkehr mit Polen seit Mitte Oktober fast vollständig. Es kamen nur noch vereinzelt Kähne mit Holz stromab. Der früher so lebhafte Verkehr mit Rohzucker fehlt völlig, da man den Zucker nur noch mit der Bahn befördert. Der inzwischen eingetretene starke Frost hat auch zur Einstellung des Verkehrs im Weichfeldelta gezwungen. Seit dem 10. November sind nur noch wenig Dampfer durch das Weichfeldelta gefahren. Der regelmäßige Verkehr ist eingestellt. Einige Weichselkähne, die den Sommer über wenig zu tun hatten, sind in den letzten Wochen seewärts nach Swinemünde geschleppt worden, um dort auf deutschen Gewässern Verwendung zu finden. Auch die inzwischen eingetretene Freigabe der Fahrt auf dem Bromberger Kanal nach Deutschland wird keine Besserung bringen, da der Bromberger Kanal inzwischen so erheblich gelitten hat, daß er kaum 1 Meter Tiefgang zuläßt.

Zuckerproduktion und Zuckerpreise in Polen. Das Ergebnis der diesjährigen Zuckerfabrikation soll auf dem ganzen Gebiet der polnischen Republik insgesamt gegen 384 Mill. Pfund betragen. Somit entfallen auf jeden Bewohner etwa 13 Pfund Zucker. Die Anbaufläche der Zuckerrübenfelder war in diesem Jahre um 15 Prozent größer als im vergangenen Jahre. Insgesamt wurden 69 Zuckerfabriken in Betrieb gesetzt. Der Zuckerpreis im freien Handel beträgt etwa 300 Mk. für ein Pfund.

Der Aufstand in der Ukraine dauert bereits zwei Monate, ohne dabei nennenswerte Erfolge erzielt zu haben. Vornehmlich macht sich bei den Aufständischen der Mangel an Lebensmitteln und Waffen recht fühlbar, was bei dem bolschewistischen Militär eben nicht der Fall ist. Aus den Berichten der russischen Zeitungen ist zu ersehen, daß am Aufstande sich auch zahlreiche deutsche Kolonisten aus Südrussland beteiligen, die doch so fürchtbar von den bolschewistischen Banden haben leiden müssen.

Ueber einen vergrabenen Schatz, den das im Sommer 1915 sich zurückziehende russische Heer bei dem Kirchhof in Ostrolenka angeblich geborgen hätte und der aus 100,000 Goldrubel bestehen soll, berichten die Warschauer Zeitungen. Die Ortsangabe hat ein ehemals russischer Soldat getan, der gegenwärtig in Bromberg wohnhaft, einem katholischen Priester davon mitteilte. Sofort begannen Nachgrabungen von Seiten der Polizei unter strenger Aufsicht von Ministerialbeamten. Bis zur Stunde hatten die „heißigen“ Bemühungen keinerlei Erfolg, obwohl ein umfangreiches Stück Land durchgraben wurde. Sogar die Bevölkerung von Ostrolenka treibt Nachgrabungen auf eigene Faust, selbstverständlich mit gleichem Erfolg. „Am Golde hängt, nach dem Golde drängt doch alles“.

An der Wolga . . . Wir lesen in der „Roten Fahne“: Ich bin vor kurzem aus dem Gouvernement Saratow angekommen und sah, wie man in den Hungergebieten der Wolga lebt. Mir erzählte man nicht, aber man zeigte mir . . . Ich sah das „Brot“ der Hungernden. Siehe da, was bei uns gegessen wird, — sagte mir ein Genosse, indem er auf einen Tisch Stücke gebackenen Brotes legte. Ich habe lange in siedendem Wasser ein Stück dieses Brotes von dunkelgrauer Farbe weichen lassen. Nachher versuchte ich dieses Stück zu zerkauen. Es war ein wideriger Lehmteig, der sich an den Zähnen und am Gaumen festklebte und den Mund ausfüllte. Diese schreckliche Masse hinunterschlucken, konnte ich beim besten Willen nicht. Und wie viele essen doch dieses Brot. Millionen Menschen, Männer, Frauen und Kinder, zahllose Greise und Neugeborene mit schwachem Körper. Und sogar Mütter, die ihre Kinder an der Brust nähren, und vom Bett aufgestandene Kranke, die der besonderen Verpflegung bedürfen. Millionen Menschen essen dieses Brot.

Der Genosse sagte trübe: Dieses Brot fressen sogar die Hunde nicht. Ich machte einen Versuch. Ich warf das schon aufgeweichte Stück einem Hunde hin. Es war kein verwöhnter Schoßhund, sondern ein hungriger Straßenkötter, der schon lange keinen Knochen, keine Brotkruste gesehen hatte, der sich aber auf einen Heringskopf und auf abgekochte Kartoffelschalen losstürzt, wie auf Leckerbissen. Und ich sah, wie dieser hungrige Hund mit Verdruss sich von diesem „Brot“ der hungrigen Menschen abwendete. Ich sah dies, und seit dieser Minute kann ich nichts anderes denken, und will nichts anderes denken, nichts anderes wissen, solange Menschen dieses Brot an der Wolga essen müssen.

Verstärkte Polenpropaganda in Ostpreußen. Aus Allenstein wird berichtet: Der Ostdeutsche Heimatdienst erfährt aus Warschau, daß General-superintendent Bursche, der nach der Abstimmung in Ostpreußen bei den polnischen Gewalthabern in Ungnade gefallen war, nun wieder das volle Vertrauen aller Regierungsstellen genießt. Er hat die Verpflichtung übernommen, die Masuren den polnischen Wünschen geneigter zu machen und bei ihnen das Verlangen nach Anschluß an Polen wachzurufen. Als sein Beauftragter wirkt in Soldau Pastor Lodwig, der während der Abstimmung als Bursches Agent in Masuren

weilte und in seinem Auftrag den einheimischen Pfarrern erfolglos die verlockendsten Anerbietungen machte. Lodwig ist Leiter des neuen polnisch-evangelischen Lehrerseminars in Soldau. Um in Polen das Interesse für die unerlösten Brüder in Masuren zu heben, sollen die Pfarrer ersucht werden, sonntäglich im Kirchengebet für die Befreiung aus dem „preussischen Joch“ zu beten. An der masurischen Grenze sollen die polnischen Grenzsoldaten durch ausgesuchte und besonders ausgebildete Grenzpolizei erseht werden, die der masurischen Bevölkerung möglichst viel Liebenswürdigkeiten erweisen und sich in ihr Vertrauen einschleichen soll. Die polnischen Steuerverhältnisse sollen in ein möglichst günstiges Licht gerückt und auf die deutschen Finanzämter geschimpft werden.

Landwirtschaftlicher Kalender für Polen für das Jahr 1922. Unter obigem Titel ist der in Posen erscheinende Kalender jetzt im dritten Jahrgang herausgekommen. Seine gediegene und dabei doch abwechslungsreiche Ausstattung hatte ihm schon im vorigen Jahre viele Freunde erworben. Die diesjährige Ausgabe übertrifft die vorjährige noch. Aus seinem Inhalt seien einige besonders den Landwirt angehende Aufsätze hervorgehoben: Landwirte, schafft gesundes Vieh. Die Rentabilität der Stickstoffdüngung bei Kartoffeln und Roggen. Obstbauanlagen. Der Neutomischer Hopfenbau und seine Zukunft. — Ein Aufsatz über die Verfassung der polnischen Republik vom 17. März 1921 trägt den Bedürfnissen der Staatsbürgerkunde Rechnung. Ganz besonders aber hervorzuheben ist der reichillustrierte literarisch unterhaltende Teil. Trotz dieser ungemein reichhaltigen Ausstattung, die den Kalender als Unterhaltungs- wie als Nachschlagebuch gleich weitvoll machen, beträgt sein Preis nur 350 Mk.

Wir möchten darauf hinweisen, daß er keinem der hier erscheinenden Kalender Konkurrenz machen will, sondern nur eine Lücke auszufüllen bestrebt ist. Vorrätig ist der Kalender bei der Deutschen Genossenschaftsbank in Polen, Lodz, Aleje Kościuszki 45 | 47.

Der Hausfreund-Kalender, der im Verlage von S. Manitius in Lodz erschienen ist, ist bald ausverkauft. Wer diesen Kalender, der entschieden als der beste von allen diesjährigen deutschen Kalendern anzusehen ist, noch haben will, wolle sich mit der Bestellung beeilen. L. Wolff.

In Hermannstadt (Rumänien), dieser alten deutschen Stadt Siebenbürgens, tagte vom 6. bis 13. November eine allgemeine Landeskirchenversammlung, die als Ergebnis den Zusammenschluß aller evangelischen Deutschen Rumäniens zur Folge hatte. Den Vorsitz führte D. Dr. Friedrich Teutsch. Es waren Vertreter der Siebenbürgischen Landeskirche, der Bukarester, der Banater, der Buchenländischen und Bessarabischen evangelisch-lutherischen Gemeinden erschienen. Im ganzen umfassen die gereinigten evangelischen Kirchen 750,000 Seelen. Der Zusammenschluß erfolgte unter vollständiger Wahrung der Selbstverwaltung der einzelnen Kirchen. Besonders eingehend wurde die Angelegenheit der deutsch-evangelischen Schulen besprochen. Unter schweren Opfern nur war es im vergangenen Jahre möglich, die deutschen Schulen zu erhalten. Auf Antrag des Hermannstädter Stadtpfarrers D. Dr. Adolf Schullerus wurde einstimmig folgender Beschluß angenommen: „Die in schwerer Zeit zu ernstem Entschlusse über die Zukunft unserer Volkskirche versammelte 29. Landeskirchenversammlung gibt ihrer Ueberzeugung Ausdruck, daß nur durch sittliche Erneuerung unseres Volkes nach Cha-

rakter und Wille diese Zukunft gesichert werden kann. Eine solche Erziehung kann nur durch die von der Kirche erhaltene, geleitete und beaufsichtigte Schule erfolgen. Die Landeskirchenversammlung spricht deshalb ihren festen Entschlusse aus, ihre deutsche evangelische Schule unter allen Umständen, mit Anspannung aller Kräfte und mit sicherem Vertrauen auf ihren volkserhaltenden Beruf zu erhalten. Sie erwartet von allen Glaubens- und Volksgenossen, von Eltern und Lehrern, von Behörden und der ganzen Volksgemeinschaft werktätige Hilfe, treue Arbeit und stolze Freude an der Schule, mit der unsere Zukunft als deutsch-evangelische Volksgemeinschaft steht und fällt!“ Was beschloß unsere evangelische Pastorensynode 1919? Uebergabe der deutsch-evangelischen Schulen vorbehaltlos an den Staat, Einführung der polnischen Sprache als Unterrichtssprache, die deutsche Sprache sollte nur nebenbei unterrichtet werden. Die Warschauer evangelische Gemeinde hat ihre seit vielen Jahrzehnten erhaltenen Schulen bereitwilligst dem Staate übergeben, der grundsätzlich konfessionelle Schulen nicht anerkennt. Ja, es steht und fällt die deutsch-evangelische Volksgemeinschaft mit ihren Schulen auch in Polen. Unsere deutsch-evangelischen Schulen sind weg — oder werden eine nach der anderen geschlossen, und unablässig eilen wir dem Untergange entgegen. L. H.

In Brasilien, in der Stadt Aguda, fand eine Versammlung der dortigen Deutschen statt, die gegen die Vergewaltigung der evangelischen Minderheiten in Polen durch polnisch-katholische Regierungsbeamte protestierte. Die Versammelten beriefen sich auf den Versailler Vertrag, der allen Volksminderheiten volle Gleichberechtigung anerkannte. An die gesamte evangelische Welt ließen sie einen Ruf ergehen, zwecks Zusammenschluß und Auswirkung von vollständiger Glaubensfreiheit für die Evangelischen in Polen.

Erwiderung. Aus Anlaß eines von mir veröffentlichten Aufrufes an die evangelische Lehrerschaft bin ich von H. Textor im „Volksfreund“ Nr. 38—39 heftig angegriffen worden. Da das Eingekleidete fast durchweg falsche Angaben und absichtlich verdrehte Tatsachen enthält, so muß ich annehmen, daß es Absicht des Verfassers war, mich vor der breiten Öffentlichkeit zu diskreditieren. Was soll ich z. B. zu dem Märchen sagen, meine Mutter habe bittere Tränen vergießen müssen, weil ich sie polnisch begrüßt habe? H. T. weiß ganz genau, daß etwas Ähnliches nie vorgekommen ist. Das beste Zeugnis von meinem Verhalten der deutschen Sprache gegenüber könnte mir wohl die Stawiszkyer Gemeinde ausstellen, wo ich schon über 9 Jahre als Gemeindegantor tätig bin und mich beim Abhalten der Lesegottesdienste, Verrichtung der Amtshandlungen und im Umgang mit den Gemeindegliedern fast ausschließlich der deutschen Sprache bediene. Es ist noch nie zwischen mir und meinen Eltern, Verwandten oder Gemeindegliedern auch nur das geringste Mißverständnis wegen Gebrauchs der deutschen Sprache vorgekommen. Noch weniger trifft zu, was H. T. über meine politischen Ansichten sagt. Da ich mich bis jetzt überhaupt noch nicht politisch betätigt habe, so fallen seine mir gemachten Vorwürfe wegen Gesinnungsänderung von selbst hin. Zum Schluß möchte ich noch bemerken, daß die Behauptung, ich sei Mitarbeiter der „Deutschen Post“ gewesen, ebenfalls der Wahrheit nicht entspricht. Mit Ausnahme eines kurzen Artikels über Schulfragen hat das erwähnte Blatt nichts von meinen Zuschriften veröffentlicht, da unsere Ansichten in sämtlichen uns Evangelische

damals bewegenden Fragen nicht übereinstimmen.
W. Lorenz.

Anmerkung der Schriftleitung: Wir haben vorstehende Erwiderung nach dem Grundsatz „Audiatur et altera pars“ (Man höre auch die andere Seite) aufgenommen. Bemerkenswert ist jedoch, daß sich der Verfasser nur „evangelisch“ nennt. Das Wort „deutsch“ scheint er absichtlich zu vermeiden. Auch gibt er selbst die Tatsache zu, daß er an der „Deutschen Post“, wenn auch nur durch einen kurzen Artikel, mitgearbeitet hat.

Auf der Warschauer Getreidebörse zahlte man am 16. Dezember für einen Korzec Roggen mit Zustellung zur Bahnstation 7950, für Hafer 8000, für Buchweizen 8200 Mk.

Die ausländischen Geldwährungen unterlagen im Laufe der Woche nur kleinen Schwankungen; so wurde gezahlt am:

	12. 12.	15. 12.	17. 12.
1 Dollar	3175 Mk.	3150	3160 Mk.
1 Pf. Sterling	13225	13300 Mk.	13300
1 franz. Frank	247	254	252
1 deutsche Mark	18	18	16

Spenden.

Wir werden von Herrn Pastor O. Krenz, Nieszawa, gebeten, folgende Spendensammlung für die notleidenden evangelischen Glaubensgenossen in Rußland zu veröffentlichen: Schulgemeinde Brudnowo 5.650 Mk., Schulkinder in Brudnowo 2.241,5, Schulgemeinde Zbrachlin 15.920, Lehrerin Gassenrüd 1.000, Alfons Kurth 5.000, Heinrich Konrad 500, Schulgemeinde Stożisk 1.516, Schulgemeinde Kamienie 3.352, Lehrer Bunn 500, Karl Schütz 1.000, Wilhelm Keller 2.000, Herrmann 1.300, Frau Emilie Schmidt 500, Julius Teßmann 100, Wilhelm Daj 100, Hermann Elgert 100, Eduard Drews 800 und Michael Riemer 10.000, zusammen 97.583 Mk.

Für den „Volksfreund“: Durch Herrn Lehrer Richard Riwe in Wola-Niechcicha-Stara 100, Lehrer Ludwig Riwe 100 und Lehrer Philipp Kober in Przewóz 80 Mk.

Wochenschau.

Weihnachten, das Fest aller Feste, das Fest des Friedens, ist mit all seinem Zauber und seiner wundervollen Poesie wieder herbeigekommen. Wieder ertönt auf dem ganzen Erdenrund, wo nur Christen wohnen, die Botschaft der Engel: „Friede auf Erden!“ Das Wort „Friede“ klingt so schön, so lieblich, und was es besagt, wird so sehnsüchtig erwünscht und begehrt, wie wohl kaum etwas anderes auf der Welt. Und doch ist wirklicher und wahrer Friede auf Erden so selten zu finden. Wohl hat das jahrelange große Völkermorden schon vor einigen Jahren aufgehört, wohl haben schon an so vielen Orten sogenannte Friedensverhandlungen stattgefunden, und wir können immer noch nicht sagen, daß in der Welt nun wieder Friede herrsche, wir haben immer noch nicht das rechte Gefühl, im Frieden zu leben. Und doch muß endlich einmal wieder Friede werden, doch muß und wird das Gute endlich über das Böse den Sieg davontragen. Noch ist so viel Haß unter den Völkern, es machen sich aber auch schon einige Anzeichen des endlichen Friedens bemerkbar, allerdings vorderhand nur erst ganz schwach. Solch leise Friedensklänge wird der aufmerksame Leser auch aus unserer heutigen Wochenschau heraushören. Wir wollen nun in der üblichen Weise die Reihe der Völker und Staaten an uns vorüber ziehen lassen

Inland. Im Sejm wurde das Gesetz über die Not-Staatsabgabe (Danina) in der dritten Lesung, als endgültig angenommen. Vielen wird es schwer ankommen, soviel auf einmal an den Staat abzugeben. Und doch war dies durch-

aus notwendig. Dadurch wird der Staat nicht mehr so viel neues Papiergeld drucken müssen, unsere Valuta wird steigen, die Preise allmählich immer mehr fallen und uns dem normalen Stande wenigstens etwas näher bringen. Auch werden mit den Nachbarstaaten, allerdings zunächst nur im Westen, Unterhandlungen zur Herbeiführung normaler Verhältnisse geführt. Mit dem Freistaat Danzig sind Unterhandlungen über Zoll und die Bahnverwaltung im Gange. Der regelmäßige Warenverkehr wird nun keinen Hindernissen mehr begegnen. Ebenso werden die Wirtschaftsverhandlungen mit Deutschland in Sachen Oberschlesiens weitergeführt. Die Kommission zur näheren Bestimmung der Grenzen soll ihre Arbeiten bald beendet haben. Hoffentlich werden die Kohlen und das Eisen, die wichtigste Grundlage für die Entwicklung unserer Industrie, noch weiter im Preise fallen. Gegenwärtig leiden wir immer noch Mangel an Kohlen. Die Bahnverwaltung mußte sogar einige Züge für einige Zeit einstellen. Das mag aber an mangelhafter Organisation liegen.

„Kurjer Codzienny“ meldet, der englische Gesandte in Warschau, Max Miller, habe anlässlich des polnisch-französischen Naphtha-Abkommens bei der polnischen Regierung Schritte unternommen, da Polen kein Recht zustehe, über Naphtha-Terrain in Ostgalizien, dessen Staatszugehörigkeit noch nicht entschieden sei, zu verfügen.

Im Ministerium des Äußeren in Warschau fand am 14. dieses Monats ein Ministerrat statt, an welchem der Ministerpräsident sowie die Minister für Heerwesen, Äußeres, Inneres und Volksaufklärung teilnahmen. Anwesend war auch der Wojewode von Nowogrudek, Herr Raczkiwicz. Die Beratung leitete der Direktor der politischen Abteilung, Witold Gielzynski. Sie betraf die im Rahmen der Verfassung in liberalem Sinne durchzuführende Vereinheitlichung der staatlichen Politik in Weißrußland. Es wurde über eine Reihe von Anträgen Beschluß gefaßt, die dem politischen Ausschuß des Ministerrates vorgelegt werden sollen.

Diese Konferenz kann als Beginn einer Reihe von Änderungen in den Angelegenheiten der ruthenischen, deutschen und jüdischen Minderheiten angesehen werden.

Am 5. Dezember d. J. überreichte der polnische Geschäftsträger in Moskau dem Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten eine Verbalnote wegen des von der Armee Budennys gegen polnische Kriegsgefangene ausgeübten Zwanges, um sie zum Eintritt in die rote Armee zu bewegen. Die Note erwähnt, daß die sich Weigernden vor ein Kriegsgericht gestellt wurden, dann spurlos verschwanden und von niemand mehr gesehen wurden. Die polnische Gesandtschaft protestiert gegen eine derartige Handlungsweise und fordert die Einleitung einer sofortigen Untersuchung, Benachrichtigung der Gesandtschaft über das Los der vom Kriegsgericht verurteilten Kriegsgefangenen und Bestrafung der Schuldigen.

Mit den Baltischen Staaten, mit Litauen und Lettland sind unsere Beziehungen etwas gespannt.

In Ostgalizien werden immer noch zahlreiche Verhaftungen unter der ukrainischen akademischen Jugend vorgenommen.

Deutschland. Die deutsche Regierung benachrichtigte die Reparationskommission, daß sie nur einen Teil der Rate, die 500 Millionen Goldmark beträgt und am 15. Januar 1922 zahlbar ist, bezahlen könne, weshalb sie um Zahlungsausschub bitte. Die französische Zeitung „Intransigeant“ bringt eine Meldung, daß ent-

gegen den bisherigen Behauptungen von der Erfolglosigkeit Rathenaus in London und mit vollem Einverständnis der Alliierten eine internationale Anleihe von einer Milliarde Dollar, d. h. von mehr als 4 Milliarden Goldmark aufgenommen wird, die durch die Gesamteinnahmen der deutschen Zölle gesichert würde.

Die englische Westminster-Gazette dagegen meldet, England sei bereit, auf einen großen Teil seiner Ansprüche Deutschland gegenüber zu verzichten, doch wird Lloyd George ähnliche Zugeständnisse von Frankreich verlangen. Immerhin wird England, wie die „Times“ erklären, darauf bestehen, daß ihm mindestens die 30 Millionen Pfund Sterling, die es für die Befestigung deutschen Gebietes ausgegeben hat, zurückgezahlt werden.

Der deutsche Notbund gegen die schwarze Schmach veranstaltete eine Kundgebung. Es wurde eine Entschließung an den Reichskanzler angenommen, worin es heißt:

Der Notbund gegen die schwarze Schmach erblickt in der Malaffizierung der rheinischen Bevölkerung durch die farbigen Truppen eine ernste Gefahr für das deutsche Volk und die weiße Rasse. Der Reichskanzler wird aufgefordert, bei den Regierungen aller Kulturstaaten und der Pariser Regierung Schritte zu tun, um die Beseitigung der farbigen Truppen aus dem Rheinland zu erreichen. Gleichzeitig wird der Reichskanzler ersucht, Erwägungen von maßgebenden Seiten aufstellen zu lassen, wie auf Jahrhunderte hinaus die dauernde Schädigung der weißen Rasse verhindert werden könne, die bei längerem Verweilen der farbigen Truppen am Rhein unvermeidlich sein wird.

Eine ähnliche Entschließung wurde auch an den Landtag gerichtet.

Amerika. Die Vereinigten Staaten, das britische Reich, die französische Republik und das japanische Reich haben beschloffen, zwecks Erhaltung des Weltfriedens und zum Schutze ihrer Rechte in bezug auf ihre insularischen Besitzungen ein Abkommen zu schließen, in dem sie sich verpflichten, diese Rechte gegenseitig zu achten und, wenn nötig, gemeinsam zu verteidigen. Und wo bleibt der Völkerbund?

Oesterreich. In Wien wurde am 17. Dezember eine Reihe von Läden in verschiedenen Punkten der Stadt ausgeplündert. Mittags drangen gegen 200 Personen in ein Kleidermagazin ein. Es wurden Kleidungsstücke im Gesamtwerte von 500.000 Kronen geraubt. Sechs Personen wurden verhaftet.

Südamerika. Die Beziehungen zwischen den zwei südamerikanischen Staaten Peru und Chile sind so gespannt, daß es dort leicht zu einem Kriege kommen kann. Es handelt sich um ein Grenzgebiet, das reiche Salpeterlager enthält und das früher zu Peru gehört hat, ihm aber von Peru abgenommen wurde. Der stärkere Gegner soll Chile sein.

Schweden. Der schwedische Kaufmann Nobel hat bekanntlich einen Teil seines an den Naphthaquellen in Baku erworbenen Reichtums dazu bestimmt, um Wissenschaft und Kunst und die Friedensbestrebungen von den Zinsen des hinterlegten Kapitals zu unterstützen. Alljährlich bestimmt eine dazu eingesetzte Kommission, wem die ganz namhaften Beträge zufallen sollen. In diesem Jahre haben der deutsche Chemiker Professor Walter Nernst und der französische Schriftsteller Anatole France, der sich um die Erhaltung des Friedens bemüht hat, solche Preise erhalten.

Weihnachtsgruß!

Allen unsern verehrten Lesern und Leserinnen wünschen wir recht fröhliche und gesegnete Weihnachten! Möge das Fest der Liebe und des Friedens mildernd, versöhnend und heilend auf alle Schichten unserer Bevölkerung in Stadt und Land, in Kirche und Schule einwirken, möge es uns wieder zum Bewußtsein bringen, daß es nicht genug ist, Christ zu heißen, daß man es auch sein muß. Dann wird sich allmählich alles, alles zum Besten wenden. In diesem Sinne nochmals

Fröhliche Weihnachten!

Die Schriftleitung und Verlag des
„Volksfreund“.

Schmechel & Rosner

Lodz, Petrikauer Straße 100, Filiale 160.

Billiger Weihnachts-Verkauf!

Damen-Mäntel neuester Façons	17 500	15 500	Herren-Anzüge	24 000	18 000
			aus Kammgarn	45 000	38 000
Damen-Kleider in großer Auswahl	6 500	5 500	Herren-Ulster modern gearbeitet	28 000	22 000
Damen-Blusen aus Flanell	1 650	1 450	Winter Herren Paletots auf Watte	45 000	35 000
Damen-Röcke aus Cheviot		2 500	in Pelz u. Seidenf.		65 000
Winter-Tücher große woll. Winter		6 000	Herren-Hosen aus Streichgarn		6 500
„ „ Herbst	5 750	4 500	aus Kammgarn		9 500
			Pelz-Westen	10 500	12 500

Seidene Kleider in weiß und farbig, neueste Façon	22 000	19 500
Elegante Kleider in Tuch, Garbarbin, Kammgarn	15 000	18 000

Mädchen			Knaben		
Kleiderchen	3 500	2 500	Anzüge	7 000	6 000
Mäntel		7 500	Paletots	7 500	5 000

Zu halben Preisen!
Reste in Flanell, Stamin, Batisten, Cheviots, Anzugstoffe für Geschenke geeignet.

2678

Auf Sparkonten

Die vor dem 1. Januar 1922 bei uns bestehen, vergüten wir von da ab

folgende Zinsfüße

6 Prozent bei täglicher Kündigung
8 " " wöchentlich
9 " " jährliche

Deutsche Genossenschaftsbank in Polen

Lodz, Aljeje Kosciuszki 45/47.

Lehrerstelle

im Dorfe Kalino frei, Gemeinde Wisitino, Kreis Lodz (9 Kilom.), nebst schönem Zimmer.

Deutsche Post

aus dem Osten

Berlin SW. 11, Königgräber Straße 47/1.
Mittlungsorgan der deutschen Flüchtlinge aus Rußland.

Bringt alle Neuigkeiten aus Rußland und vor allem alle erreichbaren Nachrichten aus den deutschen Kolonien.
Preis vierteljährlich 15 Reichsmark.

Anzeigen haben den denkbar größten Erfolg, besonders für die Wiederanknüpfung des Handels mit Rußland.
Bei der Wiederholung hoher Rabatt.

Für Abonnenten kostenlose Auskünfte und Nachforschungen nach Angehörigen.

Wochenausgabe der Weser-Zeitung für Ausland und Uebersee.

Als Vorläufer für die Wiederherstellung deutschen Ansehens und deutscher Kultur im Auslande will die Wochenausgabe der Weser-Zeitung ein festes Bandglied zwischen unsern Volksgenossen im Auslande, Freunden des Deutschlands und der deutschen Heimat sein. Sie bringt alle wertvollen Anzeichen und Nachrichten aus Politik, Wirtschaft und dem deutschen kulturellen Leben — unter besonderer Berücksichtigung bremischer und nordwestdeutscher Verhältnisse — die im Laufe der Woche in den 3 täglichen Ausgaben der Weser-Zeitung, der führenden politischen und Handelszeitung Nordwestdeutschlands, veröffentlicht wurden. Bezugspreis für die jeden Dienstag erscheinende Wochenausgabe vierteljährlich 22. 30. — portofrei unter Streifenband. Probenummern auf Wunsch. Bestellungen an den

Verlag der Wochenausgabe der Weser-Zeitung für Ausland und Uebersee, Bremen, Hufschillerstraße 12/14.

Hausfreund-Kalender

Verlag von S. Manitius

1922

240 Mf

240 Mf

Schreib-Lese-Fibel

für die deutschen Schulen in Polen 260 Mf zu beziehen durch **Gustav Ewald, Lodz, Rozwadowska Nr. 17, W. 16.** Wiederverkäufer erhalten Rabatt.